

„All das geschah am helllichten Tage“

Der Holocaust-Überlebende Horst Selbiger
berichtet über sein Schicksal

Gedenkveranstaltung des Landtages am 27. Januar 2015



25
JAHRE

Mecklenburg
Vorpommern



Landtag

Herausgeber: Landtag Mecklenburg-Vorpommern
Referat Öffentlichkeitsarbeit
Schloss, Lennéstraße 1
19053 Schwerin
Telefon (0385) 5 25-0

Herstellung: produktionsbüro TINUS, Schwerin

Fotos: Uwe Balewski

Schwerin, im Januar 2015

GEDENKTAG

für die Opfer des Nationalsozialismus

Dokumentation der Gedenkveranstaltung am 27. Januar 2015
in der Schweriner Schlosskirche

Der Landtag Mecklenburg-Vorpommern gedachte am 27. Januar 2015, dem Internationalen Holocaust-Gedenktag, in einer Feierstunde der Millionen Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Als Gastredner berichtete der Holocaust-Überlebende Horst Selbiger über sein Schicksal.

Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee das deutsche Vernichtungslager Auschwitz. Seit 1996 ist der 27. Januar als Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus in Deutschland ein gesetzlich verankerter Gedenktag. Dies hatte der damalige Bundespräsident Roman Herzog angeregt. Er forderte in seiner Proklamation, eine Form des Erinnerns zu finden, die Trauer über Leid und Verlust ausdrückt, dem Gedenken an die Opfer gewidmet ist und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirkt. Im Jahr 2005 erklärten die Vereinten Nationen den 27. Januar zum Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust.



Sylvia Bretschneider

Präsidentin des Landtages Mecklenburg-Vorpommern

Sehr geehrter Herr Selbiger,
meine sehr verehrten Vizepräsidentinnen,
Fraktionsvorsitzende,
sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,
sehr geehrter Herr General Munzlinger,
sehr geehrter Herr Stadtpräsident,
sehr geehrte Damen und Herren Vertreter der Kirchen- und
Religionsgemeinschaften,

liebe Schülerinnen und Schüler,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
„Wir sind nicht vorprogrammiert, wie sich herausstellte, ein Rechtsstaat bleibt nicht unbedingt ein Rechtsstaat, und seine Bewohner können ihre Vorstellungen und Absichten jederzeit über den Haufen werfen und es sich anders überlegen.“

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

diese, ohne Zweifel harten und schmerzhaften und streitbaren Worte richtete Ruth Klüger 2011 an das Parlament der Republik Österreich am österreichischen Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus. Sicherlich werden einige von Ihnen die Literaturwissenschaftlerin und Schriftstellerin kennen, die mit ihrer Mutter nach Auschwitz deportiert wurde und der kurz vor Kriegsende die Flucht aus dem Konzentrationslager Christianstadt gelang. Ein überlebendes Kind der Shoah.

Ich bin zutiefst dankbar, heute den Ehrenvorsitzenden von „Child Survivors Deutschland e. V. – Überlebende Kinder der Shoah“, Herrn Horst Selbiger, begrüßen zu dürfen. Er wird im Anschluss das Wort an uns richten.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich danke Ihnen sehr, dass Sie der Einladung gefolgt sind, um gemeinsam der Opfer des nationalsozialistischen Terrors und der Gewaltherrschaft zu gedenken.

„Auschwitz steht für den
kollektiven Zusammenbruch des moralischen
Immunsystems eines ganzen Volkes!“

Wir gedenken heute aller Opfer eines beispiellos grausamen totalitären Regimes während der Zeit des Nationalsozialismus: Juden, Christen, Sinti und Roma, Menschen mit Behinderung, Homosexuelle, politisch Andersdenkende sowie Frauen und Männer des Widerstandes, Wissenschaftler, Künstler, Journalisten, Kriegsgefangene und Deserteure, Greise und Kinder, Zwangsarbeiter. Wir erinnern an die Millionen Menschen, die unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft entrechtet, verfolgt, gequält und ermordet wurden – und wir tun dies am Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, der sich heute zum 70. Mal jährt. Auschwitz steht zweifellos für die Unmenschlichkeit schlechthin. Für den kollektiven Zusammenbruch des moralischen Immunsystems eines ganzen Volkes!



Horst Selbiger, Überlebender des Holocaust

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wir begehen diesen Gedenktag erst seit 1996. Der damalige Bundespräsident Roman Herzog forderte in seiner Proklamation, eine Form des Erinnerns zu finden, die Trauer über Leid und Verlust ausdrückt, dem Gedenken an die Opfer gewidmet ist und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirkt.

Eine gewaltige Aufgabe!

Seit wir wissen, wie tief wir fallen können, begleitet uns die große Verantwortung, diesen moralischen Tiefpunkt menschlichen Daseins in der

Geschichte unserer Gesellschaft in die Vergangenheit zu verbannen und doch in der Erinnerung lebendig zu erhalten.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich möchte und kann die harten Worte des Eingangszitats nicht unkommentiert stehen lassen:

Unsere Verfassung von 1949 ist ein Bekenntnis zu Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Es heißt dort: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Der erste Artikel unseres Grundgesetzes verpflichtet uns zu einer gesellschaftlichen und sozialen Ordnung, die unter allen Umständen die Errichtung einer Diktatur ausschließen will.

Haben wir aus den Fehlern der Weimarer Republik gelernt? Selbstverständlich!?

Wir leben heute in einer streitbaren, wehrhaften Demokratie. Die freiheitliche demokratische Grundordnung ist durch die Verfassung geschützt und kann nicht auf legalem Weg oder durch Mehrheitsbeschlüsse aufgehoben werden. Gegen verfassungsfeindliche Bestrebungen kann präventiv vorgegangen werden. In Mecklenburg-Vorpommern haben die Fraktionsvorsitzenden der SPD, CDU, DIE LINKE und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

unseres Landtages die sogenannte „Schweriner Erklärung“ unterzeichnet, und die demokratischen Abgeordneten handeln danach. Gemeinsam wirken so die demokratischen Fraktionen im Sinne unserer Landesverfassung für Demokratie und gegen die antidemokratischen Kräfte in unserem Parlament und im Land.

„Wir leben heute in einer streitbaren,
wehrhaften Demokratie.“

Und doch, meine sehr geehrten Damen und Herren,

wird eine Verfassung zur Floskel, wenn sie nicht breiten Rückhalt in der Bevölkerung findet und tief in der Gesellschaft verwurzelt ist.

Wie groß wird die Gefahr, wenn von Erinnerung nicht einmal mehr Geschichte bleibt? Wenn das Wissen um das „wie“ und „warum“ unserer staatlichen Ordnung aus den Köpfen verschwindet und diese sogar als feindlich empfunden wird? Wenn Empathie und Menschlichkeit von eigener Abstiegsangst oder gar Egoismus verdrängt werden?

„ Wir können es am 27. Januar
nicht beim Erinnern und Gedenken belassen. „

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Willy Brandt hat einmal gesagt, dass jede Zeit eigene Antworten will. Deshalb können wir es am 27. Januar nicht beim Erinnern und Gedenken belassen.

Wir erleben es in diesen Tagen: Es droht salonfähig zu werden, was wir glaubten, nach 1945 an primitive Stammtische verbannt zu haben: Menschen projizieren öffentlich ihre Wut, ihre Enttäuschung, ihre Frustration oder ihre Angst auf ein Feindbild, das tatsächlich nicht ansatzweise real ist. Und wieder stehen – unfassbar gerade in unserem Land – völkische Nationalsozialisten und Menschenverächter bereit, ihre teuflischen Tiraden aus Hassparolen anzustimmen und sich jenes Feindbild für ihre menschenfeindlichen Ziele zu Nutze zu machen.

Es droht die berechtigte Scham verloren zu gehen, Propagandabegriffe, die untrennbar mit der Verfolgung und Vernichtung von Millionen Menschen durch das Naziregime verbunden sind, zu benutzen. Und droht

nicht letztlich damit auch die Gefahr, das Geschehene durch eine Art Relativierung zu verdrängen?

Es stimmt mich zuversichtlich, dass zehntausende Menschen überall in Deutschland bereit sind, für eine weltoffene und tolerante Gesellschaft auch auf die Straßen zu gehen. Dieser Teil unseres Volkes, der demokratische Rechte und Freiheit auch als die Pflicht begreift, Freiheit und Demokratie zu verteidigen, ist bei weitem größer als der der Antidemokraten.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

nein, wir sind nicht vorprogrammiert! Aber wir sind auch kein unbeschriebenes Blatt Papier! Was im Laufe eines Lebens hinzukommt, bestimmt zunächst jeder für sich selbst. Aber wir, als denkende und friedliebende Menschen einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft, können Einfluss nehmen, ob die Tinte blutgetränkt ist oder nicht. Dafür ist jede und jeder verantwortlich und kann nicht auf andere zeigen. Wir haben es in der Hand. Wir sind die Mehrheit – unsere Stärke ist die Vielfalt im Denken und Handeln. Das muss so bleiben, deshalb müssen wir etwas tun, um den Erfolg der Demokratie

„Unsere Stärke ist die Vielfalt im
Denken und Handeln.“



Zu den Gästen der Gedenkstunde gehörten auch Schülerinnen und Schüler aus Schwerin.

zu sichern. Wir dürfen nicht zulassen, dass die Erinnerung an die Verbrechen von Menschen an Menschen in der NS-Zeit jemals verdrängt wird oder Gleichgültigkeit sie verblassen lässt. Das ist das Vermächtnis der Opfer aller totalitärer Diktaturen, aus Kriegen und Gewalt weltweit.

Und, meine sehr geehrten Damen und Herren,
diese Aufgabe ist nicht beschränkt auf Gedenktage wie diesen.

Die Tradition, zu dieser Veranstaltung Zeitzeugen, Überlebende des Holocausts, der Shoah, einzuladen, hilft uns dabei, uns dieser Herausforderung zu stellen: Sie macht uns verletzlich und das Wissen aus den Geschichtsbüchern fühlbar.

Gestatten sie mir an dieser Stelle ein Gedicht von Batsheva Dagan – einer Zeitzeugin, die heute in Israel lebt – zu zitieren.

An die, die zögern zu fragen

Fragt heute,
denn heute ist das Gestern von morgen.

Fragt heute,
denn morgen entdeckt ihr plötzlich,
dass es schon zu spät ist.

Fragt heute,
denn heute gibt es noch Zeugen.

Fragt heute,
denn morgen wird es nur Literatur sein oder Auslegung.

Was fehlen wird, wenn das Morgen kommt,
ist Blickkontakt und Erwiderung,
eine Antwort auf jede Frage
in Worten oder Miene.

Fragt nochmals,
fragt immer wieder.

Jetzt ist es Zeit.
Gestern kehrt nicht wieder.

Batsheva Dagan

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Ich bitte Sie, sich von Ihren Plätzen zu erheben. In einer Schweigeminute wollen wir gemeinsam aller Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gedenken.

Danke.



Mit einer Schweigeminute gedachten die Gäste der Gedenkstunde der Opfer des Nationalsozialismus.

***Horst Selbiger***

wurde 1928 in Berlin geboren. Seine Mutter war nicht jüdisch, aber auf Wunsch des jüdischen Vaters wurde er jüdisch erzogen.

Mit der Einschulung 1934 verschärften sich für den damals 6-jährigen die Erfahrungen mit einer antisemitischen Umwelt. Ab 1938

besuchte er bis zu deren Schließung eine jüdische Schule. Ab 1942 musste er in einem Berliner Rüstungsbetrieb Zwangsarbeit verrichten.

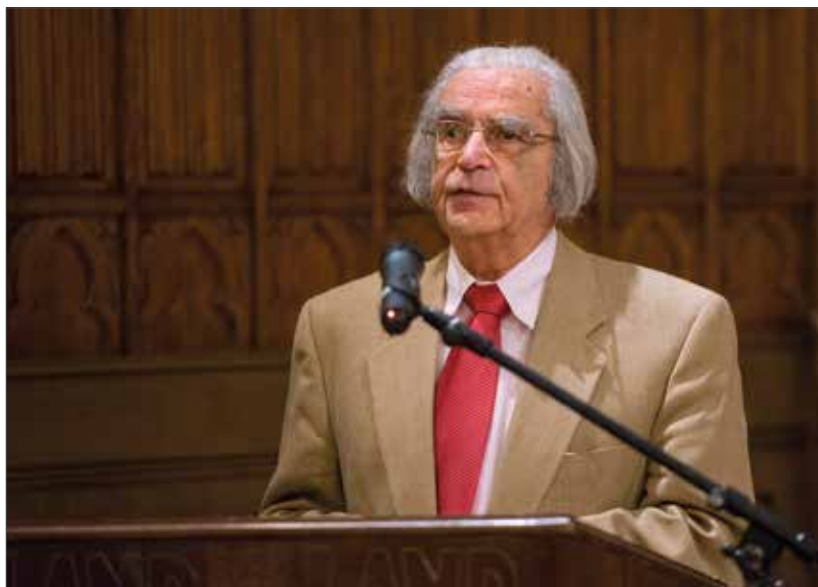
Im Februar 1943 wurde er bei der sog. „Fabrikaktion“ verhaftet und entgegen der Deportation nach Auschwitz nur knapp. Die Befreiung erlebte er 17-jährig, ohne Schulabschluss und ohne Berufsausbildung – dafür aber mit Narben an Leib und Seele, wie er selbst sagt.

Nach der Befreiung erlebte Horst Selbiger, wie im Westen Deutschlands ehemalige nationalsozialistische Eliten wichtige Posten in den Ministerien und Sicherheitsbehörden der jungen Bundesrepublik besetzten. Deshalb ging er in die DDR in der Hoffnung, dass hier ein antifaschistischer Staat entsteht. „Ich empfand die Zeit von 1949 bis 1951 als beglückende Zeit des Aufbaus eines neuen antifaschistischen Deutschlands“, sagt er rückblickend. Als Verfolgter des Naziregimes wurde er voll anerkannt. Er

wurde Mitglied der SED, machte an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF) Abitur und wurde Journalist. Aber er erlebte auch, dass aufrechte ehemalige Widerstandskämpfer verleumdet und aus der SED ausgeschlossen wurden. Auch er selbst war Verleumdungen und Berufsverbot ausgesetzt und kämpfte jahrelang um seine Rehabilitierung.

Als er 1964 von der Tageszeitung „Neues Deutschland“ zum Auschwitzprozess nach Frankfurt am Main geschickt wurde, kehrte er nicht in die DDR zurück. Sein Neuanfang in Westberlin stand unter dem Zeichen des Kalten Krieges: Als Journalist fand er keine Anstellung und verdiente seinen Lebensunterhalt schließlich mit einem Tabakladen und späteren Reisebüro. Die Anerkennung als rassistisch und politisch Verfolgter musste er in jahrelangen Prozessen erstreiten.

Horst Selbiger geht seit vielen Jahren in Schulen und Organisationen und berichtet als Zeitzeuge von seinem Schicksal. Er ist Mitbegründer des jüdischen Selbsthilfevereins „Child Survivors Deutschland – Überlebende Kinder der Shoah“, dessen Vorsitzender er lange Jahre war. Heute ist er Ehrenvorsitzender des Vereins.



Horst Selbiger

Überlebender des Holocaust

Sehr geehrte Präsidentin des Landtages Mecklenburg-Vorpommern

Frau Bretschneider,

sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,

sehr geehrte Gäste,

liebe Schülerinnen und Schüler,

liebe Freunde,

es ist mir eine große Ehre, als einer der letzten Überlebenden des Völkermords an den europäischen Juden, heute zum Auschwitz-Gedenken vor Ihnen sprechen zu dürfen.

Allein in Auschwitz wurden mehr als eine Million Menschen ermordet. Am 27. Januar vor 70 Jahren verharrten dort noch 7.000 verängstigte, fast erfrorene und verhungerte Häftlinge. Um 3:00 Uhr nachmittags erreichten zwei vermummte Gestalten das Tor von Auschwitz-Birkenau. Ein Freudentuschrei erhob sich aus der Menge der Gefangenen: „Die Russen sind da!“ – Das Vernichtungslager Auschwitz war durch die Rote Armee befreit.

Gestatten Sie mir daran zu erinnern, dass auch neben den sechs Millionen ermordeter Juden 20 Millionen Sowjetbürger, Zivilisten und Soldaten, ihr Leben für die Befreiung Europas vom Hitlerfaschismus gelassen haben. Deshalb empfehle ich der Bundesregierung, dies bei dem jetzigen Konflikt um die Ukraine und den Verhandlungen mit Russland stets im Blick zu behalten. Ich finde es skandalös, dass Präsident Putin nicht zu den Feierlichkeiten zum 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz eingeladen wurde.

Drei Monate nach der Befreiung von Auschwitz stand ich im April 1945 nach dreijähriger lebensgefährlicher Zwangsarbeit in den Trümmern des zerstörten Berlins auf der Straße.

Wie sah mein Leben damals aus?

Ich bin Jahrgang 1928, war also 17 Jahre alt. Ohne Schulabschluss und ohne Berufsausbildung. Dafür aber hatte ich Narben an Leib und Seele. Und die entstanden so:

„Ich war der „Itzig“ und die „Judensau““

Als ich 1934 eingeschult wurde, war ich der einzige Jude in der Klasse und wurde selbst von den sechsjährigen Mitschülern ausgegrenzt. Ich wurde geschlagen und bespuckt. Ich war der „Itzig“ und die „Judensau“. Ihr Lieblingsgesang war:

„Wenn der Sturmsoldat ins Feuer geht, ei, dann hat er frohen Mut. Und wenn das Judenblut vom Messer spritzt, geht's uns nochmal so gut.“

Ich war in Kinderjahren Beleidigungen, Demütigungen und Tätlichkeiten ausgesetzt. Diese Behandlung förderte aber auch meinen Widerpruchsgeist. Als ich acht Jahre alt war, habe ich beim jüdischen Sportverein Makkabi noch bis zu seinem Verbot 1938 boxen gelernt. Das half mir, selbstbewusster zu werden und mich zu wehren.



Gebannt verfolgen die Zuhörer die Schilderungen von Horst Selbiger.

Als mein Vater und meine nicht-jüdische Mutter in den 20er-Jahren geheiratet haben, bestand mein Vater darauf, dass Kinder aus dieser Ehe jüdisch erzogen werden. Mein Vater war kein religiöser, aber ein selbstbewusster und stolzer Jude. Als ich 1928 geboren wurde, lief das Ritual dann auch ab wie im Judentum üblich: Mit Geburt wurde ich Mitglied der Jüdischen Gemeinde, und am achten Tag meines Lebens fand die Brit Mila, die Beschneidung, statt.

Als 1935 die Nürnberger Gesetze erlassen wurden – man nannte sie „Gesetze zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ –,

galt die Ehe meiner Eltern als „Mischehe“, weil meine Mutter Nichtjüdin war. Da ich aber jüdisch erzogen wurde, galt ich nicht als „Mischling 1. Grades“, sondern wurde ein sogenannter „Geltungsjude“. Deshalb musste ich später auch den Zwangsnamen „Israel“ annehmen und den „Judenstern“ tragen.

„Die schleichende Entwürdigung und Ermordung der Juden ging weiter.“

Meine Mutter wurde sowohl von Teilen ihrer Familie als auch staatlicherseits aufgefordert, sich scheiden zu lassen. Sie hat das immer wieder abgelehnt, weil sie wusste, dass wir ansonsten sofort deportiert worden wären.

Mein Vater war ein angesehener jüdischer Zahnarzt. Er wurde bereits 1933 aufgefordert, seine Praxis zu schließen. Gegen diesen Bescheid legte er Widerspruch ein und bekam zunächst Recht, weil er hochdekoriertes Frontkämpfer im 1. Weltkrieg war.

Aber die schleichende Entwürdigung, Verletzung und Ermordung der Juden ging weiter. Fast täglich gab es neue Gesetze und Erlasse. Mit einer

Fülle von Verordnungen ging man an die allmähliche Ausschaltung der Juden aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens; aus den Gewerben, dem Gesundheitswesen, dem Kulturleben, der Rechtsprechung und dem Bildungswesen.

In den folgenden Wochen und Monaten wurde für jüdische Ärzte, Apotheker, Anwälte ein Berufsverbot erlassen. Zeitgleich mit dem Ausschluss von Juden aus zahlreichen Berufen wurde der sogenannte „Arierparagraph“ auch von vielen Vereinen und Clubs eingeführt, womit die Juden auch in weiten Teilen ihres Privatlebens diskriminiert und ausgegrenzt wurden. Die Auswirkungen der Gesetze waren täglich neue Demütigungen, Erniedrigungen und Eingriffe in das Berufsleben und Einschränkungen der persönlichen Freiheit.

Juden kamen auf vielerlei Weise ums Leben. Einige wurden Opfer der wachsenden Gewalt. Sie wurden auf offener Straße getötet oder festgenommen und in Kasernen, Polizeistationen oder Gefängnissen von Polizei, SA, SS und Gestapo gebracht und nach unmenschlichen Folterungen ermordet. Einige waren in die Konzentrationslager in Deutschland, wie Buchenwald, Dachau oder Sachsenhausen, eingeliefert und dort ermordet worden.

Nach der Reichspogromnacht im November 1938 bekam mein Vater endgültig Berufsverbot und musste Zwangsarbeit leisten. Unser

Hausrat, die Praxiseinrichtung und das zahnärztliche Labor wurden für lächerliche Pfennigbeträge öffentlich versteigert. Unsere Familie musste in ein „Judenhaus“ umziehen. Wir waren jetzt Untermieter in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung, mit gemeinsamer Küchen- und Toilettenbenutzung.

Dennoch war ich 1938 froh, dass ich jetzt die Mittelschule der Jüdischen Gemeinde besuchen durfte. Hier fühlte ich mich geborgen, keiner grenzte mich mehr aus, ich gehörte zu einer Gemeinschaft. Innerlich war ich freier, ich war ja jetzt mit jüdischen Kindern zusammen. Und eines dieser „Kinder“ gefiel mir besonders gut: Ein Mädchen mit langen tiefschwarzen Haaren und funkelnden schwarzen Augen.

Einzelnen wurden wir auf dem Schulweg oft von anderen Kindern beleidigt und bedroht. Deshalb gingen wir täglich von unserem Treffpunkt aus gemeinsam in die Schule. Und dabei war auch dieses Mädchen mit den schwarzen Haaren und den blitzenden Augen. Wir gingen immer nebeneinander, manchmal durfte ich sogar ihre Schultasche tragen, und es gefiel ihr und auch mir. Wahrscheinlich aber imponierte ihr auch, dass ich als boxender Wächter dafür sorgte, dass wir relativ unbehelligt unsere Schule erreichten. Wir entwickelten uns und kamen uns näher. Es war, trotz der bedrückenden Naziherrschaft, auch eine wunderbare Zeit des ersten Verliebtseins.

Nur die Außenwelt spielte da nicht mit. Es gab für uns große Veränderungen – und eigentlich waren wir schon erwachsener als die Erwachsenen.

„Der legalisierte Raub konnte beginnen.“

Im Juli 1938 wurde eine besondere Kennkarte für Juden eingeführt, und im Folgenden erging die Verordnung, dass Juden zusätzlich die Vornamen „Sarah“ bzw. „Israel“ führen müssen – eine Maßnahme, die uns Betroffene demütigte und uns zugleich unserem Umfeld gegenüber als Juden kennzeichnete. Diese Kennzeichnung war dann auch die Basis für die „Arisierung“ jüdischen Besitzes. Der legalisierte Raub konnte beginnen.

Am 27. und 28. Oktober fehlten einige Schüler in unserer Klasse. An diesen Tagen wurden in Deutschland 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit, die schon Jahrzehnte in Deutschland lebten, ja zum großen Teil hier geboren wurden, in Abschiebehaft genommen und nach Polen ausgewiesen. Aber Polen hat die Ausgewiesenen nicht aufgenommen. So lebten diese 17.000 ohne Versorgung, ohne sanitäre Einrichtungen, vom kleinsten Säugling bis zum uralten und hilflosen Opa, in diesem Niemandsland.

Als Reaktion auf die Behandlung seiner Eltern und der Juden in Deutschland schoss der 17-jährige Herschel Grynszpan am 7. November 1938 auf

den Angehörigen der deutschen Botschaft in Paris, Ernst von Rath, und verletzte ihn schwer; zwei Tage später starb er. Sein Tod wurde von den Nationalsozialisten zum Vorwand für den als „Reichskristallnacht“ bekannten Pogrom vom 8., 9. und 10. November genommen. An diesen Tagen wurden ca. 7.500 jüdische Geschäfte beschädigt und geplündert, an die 1.400 Synagogen und Betstuben in Brand gesetzt oder demoliert, und 400 Juden verloren ihr Leben; auf offener Straße wurden sie festgenommen, misshandelt und ermordet. 30.000 jüdische Männer wurden von der SS verhaftet und in die Konzentrationslager eingeliefert, wo sie gequält und gedemütigt wurden. Mehrere hundert von ihnen überlebten das nicht.

Auf einer Konferenz unter Vorsitz von Hermann Göring wurde die vollständige Enteignung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands beschlossen. Bis zum Jahreswechsel mussten die verbliebenen jüdischen Geschäftsinhaber ihre Betriebe entweder schließen oder zu einem Spottpreis verkaufen. Darüber hinaus wurde den Juden noch eine „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark auferlegt. Die Kosten für die Beseitigung der Schäden der „Reichskristallnacht“ mussten die Juden selbst tragen, Versicherungsansprüche wurden vom Staat beschlagnahmt.

Wir wurden ausgeplündert und in unserer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Wir durften nicht mehr ins Theater, keine Konzerte, Museen, Kinos besuchen, der Zutritt zu Büchereien, Leihbüchereien, Badean-

stalten, Sportstätten, Parkanlagen, zoologischen Gärten war den Juden verboten. Juden in Deutschland waren gnadenlos der Gesetzlosigkeit ausgeliefert.

Wir glaubten, schlimmer kann es nicht mehr kommen, aber wir wurden eines anderen belehrt.

Am 30. Januar 1939, dem Jahrestag der „Machtergreifung“, kündigte Hitler die „Lösung des Judenproblems und die Vernichtung der jüdischen Rasse“ an. Im März marschierte Hitler in den Rest der Tschechoslowakei ein, und am 1. September begann mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg. Der Wehrmacht folgten Einsatzkommandos der SS, die mehrere tausend Juden, potenzielle politische Gegner und polnische Intellektuelle ermordeten.

„Mit systematischer Grausamkeit entzog man
den Juden die Lebensgrundlagen.“

In Deutschland wurde den Juden der Telefonanschluss gekappt, die Benutzung öffentlicher Telefone wurde ihnen verboten, ebenso der Bezug von Zeitungen. Die Einkaufszeiten für Juden wurden beschränkt auf die



Gäste der Gedenkstunde waren neben Abgeordneten des Landtages zahlreiche Vertreter des öffentlichen Lebens sowie Schülerinnen und Schüler.

Zeit von 16 bis 17 Uhr. Ein Ausgehverbot für Juden ab 20 Uhr wurde erlassen; es wurde ihnen verboten, mit Wehrmachtsangehörigen zu sprechen, gleichfalls wurde die Bannmeile für Juden vom Regierungsviertel auf alle Fernbahnhöfe erweitert. Die Lebensmittelkarten der Juden wurden mit dem großen „J“ bedruckt, die einzelnen Abschnitte der Karte wurden in Rotschrift mit „Jude, Jude, Jude“ gekennzeichnet.

Ebenfalls im September erfolgte ein Erlass über die entschädigungslose Beschlagnahme von Rundfunkgeräten. Zur besonderen Demütigung und Schmähung wurde der Abgabetag auf einen hohen jüdischen Feiertag

gelegt, auf Jom Kippur, den jüdischen Versöhnungstag. Wir zogen damals mit einem Leiterwagen, beladen mit den Geräten, durch Berlin zur zugewiesenen Abgabestelle, dem zuständigen Polizeirevier.

Juden mussten alle ihre restlichen Wertgegenstände gegen Spottpreise zwangsweise verkaufen. Sie hatten sich von Schmuck, Gegenständen aus Edelmetallen, Edelsteinen, Perlen und jüdischen Kultgegenständen zu trennen. Auch Kunstgegenstände, Bilder und Teppiche fielen unter den Abgabezwang.

Mit systematischer Grausamkeit entzog man den Juden die Lebensgrundlagen. Seit Kriegsbeginn wurden in Deutschland Nahrungsmittel und andere Versorgungsgüter rationiert. Juden waren vom Bezug der Fleisch-, Milch- und Raucherkarten ausgeschlossen. Sie mussten auch auf Fisch, Weißbrot und Brötchen, Butter, Eier, Obst, Marmelade und auf Sonderzuteilungen, wie Schokolade, Tee, Kaffee, Alkohol und Kakao, verzichten. Außerdem wurde Juden der Bezug von Seife und Rasierseife, Brennholz und Kohlen, von Schuhen und Sohlenmaterial verwehrt. Juden erhielten keine Kleiderkarten und keine Spinnstoffwaren.

Am 8. Februar 1940 wurde in Lodz die Errichtung des ersten Großstadtghettos angeordnet. Im Laufe der nächsten Monate wurden alle Juden in Polen nach und nach gezwungen, sich in überfüllten Ghettos einzufinden.

Am 12. und 13. Februar 1940 fanden die ersten Deportationen von deutschen Juden aus Deutschland statt.

Im April 1940 wurden Dänemark und Norwegen überfallen, im Mai fiel Hitler in Frankreich, Belgien, Luxemburg und den Niederlanden ein. Die deutschen Besatzer hatten plötzlich viel Geld in den Händen. Ein Heer von Schnäppchenjägern und Abzockern stürmte im besetzten Europa Warenhäuser, durchkämmte Landstriche und kaufte hemmungslos zusammen, was zu kaufen war: Lebensmittel, Textilien, Kosmetikartikel, Spezialitäten. Millionen Päckchen und Pakete wurden in die Heimat geschickt und besserten die Rationen der „Volksgenossen“ auf, während zur gleichen Zeit die Menschen in den besetzten Gebieten hungern mussten.

„All dies geschah am helllichten Tage.
Jeder, der sehen konnte, sah es.“

Auch in Berlin wurde spürbar: Verhaftet, verschleppt, verschwunden – an einen normalen Schulbetrieb war an unserer Schule schon längst nicht mehr zu denken. Täglich verschwanden Schüler und auch Lehrkräfte auf Nimmerwiedersehen. Ich wurde ein schwieriger Schüler. Die einzige, die

mich noch verstand, war meine liebe Freundin. Klein und zierlich war sie geblieben, ein Mädchen, in das die halbe Klasse verliebt war, und alle beneideten mich um ihre Freundschaft.

Per Erlass des Verkehrsministers durften Juden keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen. Ein Erlass eines anderen Ministeriums verbot den Juden die Haustierhaltung. Selbst der kleinste Kanarienvogel fiel unter diesen Erlass.

Am 18. Oktober wurden die ersten jüdischen Berliner – 1.013 an der Zahl – in einem Massentransport vom Bahnhof Grunewald, Gleis 17, ins Ghetto nach Litzmannstadt (Lodz) deportiert. Und all das geschah am helllichten Tag. Jeder, der sehen konnte, sah es.

Die Juden waren jetzt überall gekennzeichnet, ausgegrenzt, beraubt, ausgeplündert, isoliert, entrechtet und vogelfrei.

Am 20. Januar 1942 begann die Wannsee-Konferenz. Hier wurden die SS-Führer und die anwesenden Staatssekretäre der wichtigsten Ministerien durch den Chef des Reichssicherheitshauptamtes und des Sicherheitsdienstes Reinhard Heydrich über den Stand der Judenvernichtung und die weiteren Pläne informiert. Die Konferenz diente vor allem der Koordination der verschiedenen Ressorts, die an der sogenannten „Endlösung der



Judenfrage“ beteiligten waren. Adolf Eichmann hatte seinen großen Tag. Hier wurde der Beschluss gefasst, elf Millionen Juden in ganz Europa auszurotten. Tatsächlich haben es die Faschisten geschafft, sechs Millionen Juden zu ermorden.

Zu Beginn des Jahres 1942 mussten Juden alle Pelze und Wollsachen entschädigungslos abliefern, im Mai waren es dann alle elektrischen Geräte, Fahrräder, Vervielfältigungsgeräte, Schreibmaschinen, Schallplatten und optische Geräte.

Die Krematorien in Auschwitz reichten nicht mehr aus. Deshalb bekam die Firma Topf & Söhne in Erfurt den Auftrag, neue Gaskammern und

Verbrennungsöfen zu bauen. Die zentrale Bauleitung Auschwitz berichtete an das SS-Verwaltungshauptamt: (Zitat)

„Melde die Fertigstellung des Krematoriums III. Mithin sind sämtliche Krematorien fertiggestellt. Bei einer 24-stündigen Arbeitszeit haben die nunmehr vorhandenen Krematorien folgende Kapazität:

1. Altes Krematorium 1 (3 x 2 Muffelöfen)	340 Pers.
2. neues Krematorium 2 (5 x 3 Muffelöfen)	1440 Pers.
3. neues Krematorium 3 (3 x 5 Muffelöfen)	1440 Pers.
4. neues Krematorium 4 (8 Muffelöfen)	768 Pers.
5. neues Krematorium 5 (8 Muffelöfen)	768 Pers.
Insgesamt	4756 Pers.“

(Zitatende)

Die Angst um das eigene Leben hatte längst Einzug im jüdischen Alltag gehalten, Tag für Tag fürchteten wir jetzt um unser Leben.

Im Frühjahr 1942 verdichtete sich das Gerücht, dass alle jüdischen Schulen geschlossen werden sollten.

In dieser Situation wollten wir in unserer Klasse zum jüdischen Purimfest noch einmal die Geschichte von Esther, ihrem Onkel Mordechai und dem

„Tag für Tag fürchteten wir um unser Leben.“

bösen und ehrgeizigen Minister Haman aufführen. Und meine Freundin sollte die Esther spielen. Alle unsere Proben verliefen jetzt kämpferisch. Haman konnte den Juden Mordechai nicht leiden, konnte ihn nicht ausstehen. Und das allein bot ihm den Vorwand, alle Juden im ganzen Reich zu töten. Er intrigierte beim ziemlich einfältigen Kaiser Ahasver, zu einem bestimmten Datum, das durch Würfeln festgelegt wurde, die Massenvernichtung zu beginnen. Doch Mordechai überredete seine Nichte Esther, die des Kaisers neue Ehefrau geworden war, sich diesen Mordplänen zu widersetzen.

Und meine Freundin spielte nicht nur Esther, sie war Esther. Mal waren ihre Augen spöttisch, mal kämpferisch, mal verliebt, dann ängstlich, dann wieder angreifend, listig und siegessicher. Und während zweier Trinkgelage gelang es ihr, Haman als mörderischen Größenwahnsinnigen bloßzustellen und des Kaisers Meinung zu ändern.

Der Kaiser sagte: „Nun, ich kann meinen ersten Befehl nicht ändern, wodurch ich erlaubt habe, die Juden zu ermorden. Aber ich kann einen zweiten Befehl erlassen, der es den Juden erlaubt, sich zu wehren!“ Und wie nah war uns Esther, wenn sie verkündete und uns zurief: „Wehrt Euch!“ Und in jener fernen Zeit wehrten sich die Juden und siegten.

So triumphierte Esther damals noch über Haman und machte Purim zu einem Freudenfest.

Leider wurde unsere Geschichte nie aufgeführt. Erstens war die Auseinandersetzung zwischen Mörder und Retter inzwischen so zeitbezogen angelegt, dass jeder in dieser Geschichte selbstverständlich die Auseinandersetzung der heute verfolgten Juden mit dem Faschismus spürte, und zweitens – niemand wollte den Haman spielen. Schade. Aber für mich blieb mein Schatz nun für immer die kämpferische Esther.

Nach Schließung aller jüdischen Schulen begann im April 1942 meine Zwangsarbeit als 14-Jähriger. Mein Jahrgang hatte gerade das achte Schuljahr vollendet. Esther musste jetzt auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee arbeiten, Gräber für Selbstmordopfer ausheben und weibliche Leichen waschen. Die Selbstmordrate unter den Juden war zu dieser Zeit sehr hoch.

„Immer öfter fragten wir uns:
Wann sind wir dran?“

In einem Rüstungszulieferbetrieb stand ich an einem riesigen Bottich, in dem Trichloräthylen gekocht wurde. Trichloräthylen ist eine farblose, klare Flüssigkeit. Sie riecht nach Chloroform, ist aber nicht entzündbar. In diesem Bottich mit der kochenden stinkenden, giftigen Brühe musste ich



Flugzeugteile aus Metall entfetten. Die anderen Arbeiter bekamen dafür Sonderzuteilungen an Vollmilch und Butter, die Juden selbstverständlich nicht.

Die Lage wurde immer unerträglicher, und ständig gingen die Transporte verhafteter Juden von den Bahnhöfen Grunewald und Putlitzstraße in Richtung Vernichtungslager. Und immer öfter fragten wir uns: Wann sind wir dran?

61 Träger des Namens Selbiger waren bereits oder werden noch ermordet. Die älteste ermordete Selbiger ist Großtante Mathilde im 86. Lebensjahr (1857 – 1942), der jüngste ermordete Selbiger ist Gerson, geboren am

7. Juni 1942, getötet am 9. Dezember 1942 – er durfte sechs Monate und zwei Tage leben.

Den Deportierten entzog man schließlich noch die deutsche Staatsangehörigkeit. Für die Kosten des Transports in Viehwagen der Deutschen Reichsbahn mussten die Juden selbst aufkommen. Der Raub wurde nach dem Tod der Deportierten durch die amtlich betriebene Leichenfledderei vollendet: Haare und letzte Habseligkeiten wurden noch in die Kriegswirtschaft gesteckt, Goldzähne wurden den Leichen ausgebrochen.

Am 27. Februar 1943 umstellte die SS alle Betriebe, in denen Juden noch arbeiten durften, und alle Judenhäuser. Mehr als 25.000 Juden wurden an diesem Tag in Berlin verhaftet. Sie wurden in vier Sammellagern zusammengepfercht. Dieser Tag ging später als „Fabrikaktion“ in die Geschichte ein.

Ich kam mit rund 6.000 Juden in die ehemalige Synagoge Levetzowstraße. Als wir dort von der SS sehr unsanft ausgeladen wurden, standen Frauen auf der Straße und klatschten Beifall. Drinnen wurden uns die jüdischen Kennkarten entzogen. Wir mussten eine Erklärung unterschreiben, dass unser Vermögen wegen staatsfeindlicher und kommunistischer Umtriebe beschlagnahmt war, und wir bekamen die Transportmarke zur Deportation. Wer so etwas durchlebt hat, den Zug zur Gaskammer aus nächster

Nähe gesehen und erlebt hat, den Tod vor Augen, der bleibt ein Gezeichneter sein Leben lang. Marcel Reich-Ranicki bezeichnete es so: „Uns wurden Brandzeichen in die Seele gestempelt“.

„ Wer so etwas durchlebt hat,
bleibt ein Gezeichneter sein Leben lang. „

Wir vegetierten, Körper an Körper, im ausgeräumten Gebetssaal, auf der Empore und in anderen Räumlichkeiten. Die sanitären Verhältnisse waren unbeschreiblich und erbärmlich.

Und in all diesem Zetern, Heulen und Zähneklappern traf ich meine Esther; diesmal mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen, unfähig, all dieses Elend zu verstehen.

Wir umarmten, trösteten und wärmten uns gegenseitig und waren uns nah wie nie zuvor. Und es wurde die grausigste, verzweifeltste, stinkendste, elendste Nacht unter diesen 6.000 Menschen, mit ihren Ausdünstungen und Ausscheidungen, ruhelos, zermürend, laut und unheilvoll, den Tod vor Augen. Aber für uns war diese Nacht eine wundersam schöne, fast heilige Nacht. Und dennoch spürten wir im Zusammensein schon die Trennung. Wie gut mir Esther trotzdem tat, wie schön sie sich anfühlte, wie gut

sie roch, wie aufregend ihr Streicheln war, wie sehr wir von einander nicht lassen konnten.

Es war Sonntag, der 28. Februar 1943. Gemeinsam erlebten wir noch diesen Tag und eine Nacht. Es war zugleich der Himmel auf Erden und die Hölle um uns. Am nächsten Tag wurde Esther zur Deportation gezwungen. All unsere Liebe, all unsere Kraft der Umarmungen hielten uns nicht zusammen. Jeder ging seinen Weg. Unausweichlich. Tschüss, meine über alles geliebte, meine unvergessene Esther. Ich stand am Abgrund der Menschheitsgeschichte, und das Trauma machte mich stumm. Eine Stummheit, die noch Jahrzehnte in die Zeit nach der Befreiung hineinreichen sollte.

Ein heulendes Elend blieb zurück. Oh Gott, Allmächtiger Herrscher der Welt, wie soll ich noch an dich glauben bei all dieser Gewalt? Unsagbar, unfassbar war das alles. Was bleibt, sind Gedanken, Wehmut und Erinnerungen, unauslöschliche Erinnerungen, mein Leben lang. – Und lebenslang werde ich sie suchen, meine Esther, die zur jungen Frau Herangereifte, die nicht mehr leben durfte, nur weil sie Jüdin war.

Oh Gott, was lässt du zu?

Und Esther war nur eine unter den sechs Millionen ermordeten Juden, eines nur von den eineinhalb Millionen ermordeten Kindern. Eineinhalb Millionen Kinder!



1. Reihe v.r.: Helmut Holter (Vorsitzender DIE LINKE-Fraktion), Vincent Kokert (Vorsitzender CDU-Fraktion), Stephan Nolte (Stadtpräsident Schwerin), Dr. Norbert Nieszery (Vorsitzender SPD-Fraktion), Jürgen Suhr (Vorsitzender Fraktion B'90 /DIE GRÜNEN), Heinz Müller (Parlamentarischer Geschäftsführer SPD-Fraktion)

Damit Ihnen diese Zahl vielleicht etwas vorstellbarer wird, gehen Sie bitte mit mir durch die Kindergedenkstätte in Yad Vashem. Still ist es um uns. Wir hören im Hintergrund die Namen der ermordeten Kinder, ihr Alter und ihr Herkunftsland. Dieses Endlosband läuft 24 Stunden am Tag, und es vergehen drei Monate, bis ein Name wiederholt wird!

Eineinhalb Millionen ermordete Kinder; vom Baby bis zum Teenager, die erst ihr Leben gestalten wollten, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen. Eineinhalb Millionen! Wie viele künftige Dichter, Denker, Erfinder, Politiker, Wissenschaftler, wie viele künftige Mendelssohns, Heines, Kafkas,

Reinhardt, Rathenaus, Einsteins wurden von diesem Mörderstaat brutal vernichtet! Nur zwei aus meiner Klasse haben dieses Grauen überlebt.

Oh Gott, Allmächtiger Herrscher der Welt, wie soll ich noch an dich glauben bei all dieser Gewalt?

Und dann, nach Tagen der Bedrängnis und der Angst, geschah ein großes Wunder: Mehrere hundert Verwandte protestierten öffentlich gegen die Verhaftung ihrer Ehemänner, auch Uniformierte waren darunter, Soldaten, sogar höhere Ränge. Die, die in Mischehen lebten, und deren Kinder, wurden in den vier Sammellagern wieder ausgesondert und mit Gebrüll auf LKWs verladen und in die Rosenstraße verfrachtet. Als wir dort ankamen, demonstrierten bereits Frauen und Männer, die mit Juden verheiratet waren. Ein Augenzeuge berichtete: „Die ganze Rosenstraße war schwarz bis hinunter zur Spandauer Brücke, schwarz von Menschen. Vor dem Gebäude der Jüdischen Gemeinde wogte eine erregte Menge und skandierte: ‚Lasst unsere Männer frei! Lasst unsere Männer frei!‘“

Die „Rosenstraße“ war ein ehemaliges Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde, in dem in diesen Stunden das Chaos herrschte, es war die Auflösung jeder Ordnung – und dennoch war es ein unglaublicher Glücksfall, wenn wir an unsere Freunde und Verwandten dachten, die wir eben in den Sammelstellen der GESTAPO verlassen hatten und deren grausames Ziel die Vernichtungslager waren.

Mit der Warnung „Zeigen Sie sich nicht am Fenster, es wird sofort scharf geschossen“, wurden wir in die Zimmer verteilt – in Gruppen zu je 50 Personen in einen Raum von etwa 20 Quadratmetern. Für die ca. 2.000 Menschen, die hier inhaftiert waren, gab es sechs Toiletten. Waschgelegenheiten gab es überhaupt nicht.

Etwa 25 Personen – die Hälfte der Zimmerinsassen – konnten sich in einer Reihe hinlegen, die anderen standen daneben. Dann wurde getauscht. Es war „Schichtwechsel“. Wenn sich einer der Liegenden umdrehte, mussten sich alle umdrehen, so eng lagen sie beieinander.

Am Montagabend – es waren rund 60 Stunden seit unserer Verhaftung vergangen – bekamen wir das erste Essen. Sauerkrauteintopf und eine Scheibe Brot. Dieses Essen verschlimmerte die Zustände auf den Toiletten. Wenn wir sie aufgesucht hatten, ließen wir uns gleich eine neue Nummer geben – denn Sie können sich vorstellen, wie lange es dauerte, bis 2.000 Menschen durch sechs Toiletten durchgeschleust waren.

„ Unser Leben verdanken wir
den mutigen Frauen und Männern, die in
der Rosenstraße für uns demonstrierten. „

Und draußen – in der Rosenstraße – demonstrierten noch immer die Partner, die Mütter und Väter der hier Inhaftierten. Da nutzten keine Straßensperren, da nutzten keine Panzerspähwagen, die mit MG's bespickt waren, da nutzte kein Auseinandertreiben. Auch wenn einzelne Demonstranten verhaftet wurden, nach ihrer Freilassung demonstrierten sie weiter.

In der Nacht gab es den ersten intensiven Bombenangriff auf Berlin, und als die Bomben fielen, konnten wir nicht genug davon kriegen.

Die Proteste in der Rosenstraße wurden lange Zeit von der Geschichtsschreibung nicht beachtet. Dabei sind sie in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen zeigen sie, welche Wirkung Mut und Hartnäckigkeit selbst in den dunkelsten Jahren des sogenannten Dritten Reiches entfalten konnten, zugleich aber werfen sie ein beschämendes Bild auf jene vielen Millionen Menschen, die weggeschaut, der Vernichtung Beifall gezollt oder sich selbst an der Vernichtung der Juden mittelbar oder unmittelbar beteiligt haben.

Wie durch ein Wunder kam ich also mit dem Leben davon.

Wir wurden wieder in unsere Judenhäuser entlassen, obgleich Josef Goebbels Berlin bereits als „judenfrei“ erklärt hatte. Als Zwangsarbeit mussten wir jetzt die Gefahrenstellen nach Luftangriffen beseitigen. Aber

wir lebten. Und das verdankten wir den mutigen Frauen und Männern, die in der Rosenstraße für uns demonstrierten.

Immer mehr deutsche Städte wurden zum Ziel der Alliierten, und staatliche Stellen versuchten, den Bombengeschädigten unbürokratische Soforthilfe zu leisten. Aus ganz Europa wurden Möbel und Hausrat der emigrierten und deportierten Juden ins Großdeutsche Reich geschafft. Götz Ali nennt als Beispiel die Stadt Hamburg: Allein in der Hansestadt ersteigerten in den Jahren 1941 bis 1945 mindestens 100.000 Bewohner Gegenstände aus jüdischem Besitz.

Auf den Gefahrenstellen, die durch Luftangriffe entstanden, arbeitete ich auf den höchsten Brandmauern und Schornsteinresten und beseitigte fast zwei Jahre lang die Einsturzgefahren. Hierher kamen auch unsere Aufseher nicht. Das ging gut, bis mein einziger Freund Lothar vor meinen Augen in den Abgrund stürzte.

Ende April 1945 wurden wir durch die „Rote Armee“ in Berlin befreit, und am 8. Mai wurde die bedingungslose Kapitulation unterschrieben.

Frieden!

So stand ich dann, befreit und ohne Geld, von Gott verlassen und ihn schmähend, in den zerbombten Straßen Berlins, 17 Jahre alt, abgeris-

sen in der Kleidung und unterernährt, ausgepowert und krank durch die jahrelange schwerste Zwangsarbeit und Mangelernährung, extrem traumatisiert durch die stündliche Angst vor der eigenen Vernichtung, ohne meine ermordete Großfamilie, die Liebste von mir gerissen und vergast, ohne meinen einzigen letzten Freund Lothar, ohne Schulabschluss und ohne Berufsausbildung, 4 1/2 Millionen Glaubensgenossen und deren 1 1/2 Millionen Kinder erschlagen, erschossen, zu Tode gequält, verbrannt, verhungert, erfroren, geschlachtet und durch Folter ermordet, umgekommen durch die Hände deutscher Mörder und ihrer Helfer aus anderen Völkern. So wuchs in mir ein Panzer aus Narben an Leib und Seele, der immer dichter und horniger wurde.

Ein neues Leben sollte beginnen. Aber wie?

Und da geschah in der Nacht vom 8. zum 9. Mai in diesem verwüsteten und zerbombten Deutschland wieder ein großes Wunder: Aus den übelsten faschistischen Verbrechern und Mördern von gestern wurden über Nacht die bravsten Demokraten – und alle, alle, alle haben von nichts gewusst. Die Mörder waren unter uns.

Unmittelbar nach Kriegsende entstanden die ersten Auffanglager für ehemalige Zwangsverschleppte und KZ-Überlebende, die später als „DP-Lager“ bezeichnet wurden. Ich fühlte mich ihnen zugehörig und teilte ihre Unterkünfte, zunächst in Berlin-Schlachtensee, später in Landsberg am

Lech. Die deutsche Sprache war bei uns verpönt. Wir unterhielten uns auf Jiddisch und radebrechten in vielen Sprachen.

„Aus den übelsten faschistischen
Verbrechern und Mördern wurden über Nacht
die bravsten Demokraten.“

In Landsberg kamen schon die ersten politischen Remigranten zurück, die teilweise in der U.S.-Armee gedient hatten. Mein Berufswunsch war es von jeher, Journalist zu werden. Einer der Rückkehrer schilderte mir die Schwierigkeiten, sich beruflich in einer fremden Sprache auszudrücken. Während wir noch darüber nachdachten, wie wir unser Leben gestalten sollten, boomte in Westdeutschland schon das Wirtschaftswunder.

Die Deutschen waren wieder wer!

Wen interessierten jetzt noch die ermordeten Juden von Auschwitz, wen der verlorene Krieg? Die Deutschen waren wieder wer, und sie wurden wieder gebraucht im beginnenden Kalten Krieg gegen die rote Gefahr. Und



der erste Kanzler der Bundesrepublik, Konrad Adenauer, erklärte: „Durch die Denazifizierung ist viel Unglück und Unheil angerichtet worden“, und er forderte unverhohlen ein Ende der „Nazischnüffelei“ und bereitete mit seinem Staatssekretär Hans Globke, dem Kommentator der Nürnberger Rassegesetze, diverse Amnestiegesetze vor, die der Rückkehr der Protagonisten des faschistischen Regimes den Weg bereiteten.

Die Restauration setzte vehement ein.

Der Wahlkampf für den ersten Bundestag hatte begonnen. Die Bundesregierung weigert sich bis heute, darüber Auskunft zu geben, wie viele

ehemalige NSDAP-, SA-, SS-Mitglieder und Gestapobeamte im ersten Bundestag saßen.

Und dann kamen Bataillone der 131er. Das waren die minder belasteten NS-Täter, die man zuvor auf Geheiß der Alliierten entlassen musste. Sie überschwemmt die Ministerien, die Verwaltungen und die Wirtschaft. Das betraf über eine halbe Million Mitmacher und Mitläufer in der NS-Zeit. Jeder war ein Rädchen in der Mordmaschinerie der Nazis, darunter Zehntausende, die erheblich belastet waren. Der Staat zahlte allein bis 1964 17 Milliarden Mark Pensionsgelder an die 131er. Das Geld war nicht so entscheidend für diesen reichen Staat, das Problem waren die Ideologie und das Gedankengut, das die 131er mit sich schlepten.

So baute undemokratisches, ja sogar antidemokratisches Personal eine Demokratie auf, eine Demokratie, die sich ganz langsam und schleichend braun färbte. Und ihre Seilschaften sorgten dafür, dass Zigtausende ihrer gerechten Strafe entgingen. So ist es kein Wunder, dass diese Demokratie auf dem rechten Auge erblindete. Denn das Ergebnis war: Die Zahl der damaligen Politiker und Wirtschaftsmanager mit NS-Vergangenheit war erschreckend. Fritz Bauer, der Generalstaatsanwalt von Hessen, war auch in seiner Behörde umgeben von NS-Juristen. Von ihm stammt der Ausspruch: „Wenn ich mein Büro verlasse, befinde ich mich im feindlichen Ausland.“

Und dennoch hätte ich nie, niemals mehr mir vorstellen können, dass auf deutschen Straßen fast 70 Jahre später, anno 2014, antisemitische Demonstrationen der übelsten Art stattfinden und dabei skandiert werden könnte: „Jude, Jude, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein!“ Oder „Scheiß Juden, wir kriegen Euch!“ und – man hört es, aber man glaubt es kaum – „ Hamas, Hamas, Juden ins Gas!“

Dass so etwas möglich wurde, hängt eng mit diesen Nachkriegsgeschichten zusammen.

Der Historiker und Journalist Malte Herwig fand heraus, dass bis 1964 allein 26 Bundesminister und ein Bundeskanzler Mitglieder der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen waren. Im Höheren Dienst des Auswärtigen Amtes waren 1952 noch 34 Prozent ehemalige NSDAP Mitglieder. Bis zum 31. März 1955 waren 77,4 Prozent der Beschäftigten im Verteidigungsministerium NS-belastet, im Wirtschaftsministerium 68,3 Prozent und beim Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 58,1 Prozent.

Jan Korte schreibt in seinem Buch „Instrument Antikommunismus – Der Sonderfall Bundesrepublik“: „Die Antwort illustriert die unübersehbare Präsenz ehemaliger nationalsozialistischer Funktions-Eliten in den Ministerien und Sicherheitsbehörden der frühen Bundesrepublik. Dieses durch den Kalten Krieg begünstigte Ausmaß kann man im Rückblick nur als eine beispiellose moralische Katastrophe bezeichnen.“

Alles in allem: Das war nicht meine Vorstellung von einem neuen deutschen Rechtsstaat. Diese erschreckende Entwicklung bewog mich, in die entstehende DDR zu gehen, deren proklamiertes Ziel der Aufbau einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung war. Das war – nach allem, was ich erlebt hatte – auch mein Wunsch.

„Das war nicht meine Vorstellung von einem
neuen deutschen Rechtsstaat.“

In Ostberlin konnte ich in einem Jahr an der Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) eine Art Notabitur ablegen, denn ich hatte ja bisher keinen Schulabschluss. Der gesamte Lehrgang wurde sofort beschäftigt. Wir wurden Junglehrer, Juristen, Diplomaten und Journalisten. Lernen und Wissen durch die Tagesarbeit und Fernstudium waren angesagt.

Ich wurde Pressereferent beim Nationalrat der Nationalen Front, einem Zusammenschluss der Parteien und Massenorganisationen der DDR.

Meine Ausbildung als Journalist verdankte ich vor allem dem jüdischen Altkommunisten Heinz Brandt. Er hatte sechs Jahre in Hitlers Zuchthäusern gesessen und 1945 die Selbstbefreiung im KZ Buchenwald erlebt. Er brachte mir bei, mich nicht mit Phrasen zufriedenzugeben, sondern

forderte: „Nachfragen, nachfragen, nachfragen – und tiefer bohren, viel tiefer!“ Er war ein analytischer Geist. Das war für meine zukünftige journalistische Arbeit prägend. So wurde Heinz Brandt mein Freund und Mentor.

Natürlich habe ich mich politisch eingebracht. Ich war begeistert in der FDJ. Bereits an der ABF habe ich ein Theaterstück geschrieben, das zum Jugendtreffen der FDJ ausgezeichnet wurde. Ich war einer der jüngsten Abgeordneten der DDR. Ich empfand die Zeit von 1949 bis 1951 als beglückende Zeit des Aufbaus eines neuen, antifaschistischen Deutschlands. Ich wurde als Verfolgter des Naziregimes voll anerkannt. Der Verfolgungsschaden an meiner Gesundheit wurde auf 60 Prozent eingestuft.

Störend war natürlich, dass Walter Ulbricht versuchte, alle Macht in seine Hand zu bekommen. Er strebte die Alleinherrschaft an. Dies führte zu kritischen Einstellungen vieler Genossen bis hinauf ins Politbüro. Zu diesen kritischen Genossen gehörten auch Rudolf Herrstadt, Chefredakteur des Parteiorgans „Neues Deutschland“, Wilhelm Zaisser, der Vorläufer von Mielke, der die Staatssicherheit in der DDR aufgebaut hat. Zu ihnen gehörte auch mein Mentor Heinz Brandt. Und so gehörte auch ich indirekt zu diesem Kreis, der später von Ulbricht als Fraktion Herrstadt/Zaisser bezeichnet und hart bestraft wurde. Walter Ulbricht war insbesondere durch die neue politische Linie in der Sowjetunion Anfang Juni 1953 so gut wie entmachtet. Aber nach dem Aufstand vom 17. Juni saß er fester im Sattel als vorher.

Heinz Brandt wurde, wie viele andere Genossen, degradiert, nach einer Verleumdungskampagne aus der Partei ausgeschlossen und in die Produktion geschickt. Er stand diesen Kampf gegen seine entwürdigenden Parteistrafen nicht mehr durch, verließ 1958 die DDR und wurde in der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung aktiv. Auf einem Gewerkschaftskongress 1961 in Westberlin wurde Heinz Brandt von der Staatssicherheit der DDR entführt und landete in der Sonderhaftanstalt Bautzen, nachdem er zu 13 Jahren Haft wegen „schwerer Spionage in Tateinheit mit staatsgefährdender Propaganda und Hetze“ verurteilt worden war. Ein weltweiter Protest führte dazu, dass er 1964 wieder in den Westen entlassen wurde.

„Ich wurde 1953 aus der SED ausgeschlossen
und bekam Berufsverbot.“

Auch ich wurde 1953 wegen „Fraktionsbildung Herrnstadt/Zaiser“ aus der SED ausgeschlossen und bekam lebenslanges Berufsverbot als Journalist. Ich legte sofort Einspruch gegen dieses Verfahren ein. Dann war ich etwa ein Jahr arbeitslos und durfte schließlich als Laborhilfsarbeiter in der medizinischen Fakultät der Humboldt-Universität Laborgeräte spülen. Ich kämpfte drei Jahre lang um meine Rehabilitierung, der auch endlich nach dem XX. Parteitag der KPdSU stattgegeben wurde. Ich arbeitete dann als

Leiter der Kulturabteilung der Humboldt Universität, nebenbei war ich bereits freiberuflich journalistisch tätig, veröffentlichte einige Bücher, zahlreiche Hörspiele und Artikel über mein Spezialgebiet Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und der deutsche Widerstand gegen Hitler.

Die SED beschloss 1959 den sogenannten „Bitterfelder Weg“. Der forderte, dass alle Schreiber und Künstler in die Fabriken gehen sollten, „raus aus den Elfenbeintürmen, rein in die Produktion“. Ich musste nach Guben und leistete dort harte körperliche Arbeit, die mich sehr an meine Zwangsarbeit in der Nazizeit erinnerte.

1964 wurde ich als Journalist vom „Neuen Deutschland“ zum Auschwitzprozess nach Frankfurt am Main geschickt. Ich beschloss aus drei Gründen, nicht mehr in die DDR zurückzugehen. Das Schicksal von Heinz Brandt hatte mich zutiefst erschüttert. Zweitens wollte ich mir die Schwerstarbeit in Guben nicht mehr zumuten, und drittens bedeutete der Bau der Mauer 1961, dass ich von meinen Eltern, den letzten Überlebenden meiner Großfamilie, abgeschnitten war.

Ich blieb also in Westberlin.*

* Aus Zeitgründen führte Horst Selbiger bei der Gedenkveranstaltung seinen vorbereiteten Lebensbericht an dieser Stelle nicht wie ursprünglich geplant zu Ende. Wir drucken die weggelassenen Passagen in dieser Dokumentation dennoch mit ab.



Dieser erneute tiefe Einschnitt meines Lebens bedeutete aber, dass ich nicht mehr weiter als Journalist arbeiten konnte, weil ich nach vielen Bewerbungen bei Presse und Funk keine Festanstellung mehr fand und von freiberuflichem Journalismus nicht existieren konnte. So übernahm ich schließlich einen Tabakladen, den ich später zum Reisebüro ausbaute.

Als ich 1964 beim Entschädigungsamt Berlin einen Antrag auf Anerkennung als politisch und rassistisch Verfolgter (PrV) während der NS-Zeit stellte, lehnte man dies rundweg ab. Die Begründung lautete im Bescheid vom 07.01.1965 wie folgt: (Zitat)

„Von der Anerkennung ausgeschlossen sind Personen, die sich nach dem 30. November 1948 gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung betätigt haben. ... Einer Prüfung, ob die sonstigen sachlichen Voraussetzungen für eine Anerkennung gegeben sind, bedarf es daher nicht. Der Antrag war abzulehnen.“ (Zitatende)

„Anerkennung als politisch und
rassisch Verfolgter abgelehnt.“

Gegen diesen Bescheid habe ich Einspruch eingelegt. So kam es zu einem Gerichtsprozess beim Landgericht Berlin. Das Gericht entschied, dass das Entschädigungsamt Berlin den Bescheid abändern müsse. Im Urteil hieß es: „Der Kläger ist als rassistisch Verfolgter anzuerkennen.“ Das Entschädigungsamt ging in die Berufung, und der Prozess landete in der zweiten Instanz. Als Begründung führte das Entschädigungsamt z. B. an: (Zitat) „Wenn wir den Selbiger als PrV anerkennen, dann (müssten wir) auch Walter Ulbricht, sollte er jemals in den Westen kommen, als PrV anerkennen.“

Daraufhin wurde das „Institut für Publizistik“ der Freien Universität Berlin beauftragt, meine journalistische Tätigkeit in der DDR zu begutachten.

Schließlich entschied die 2. Instanz, das Kammergericht Berlin, am 28.10.1969, dass ich als rassistisch Verfolgter anzuerkennen sei. Eine Revision gegen dieses Urteil wurde nicht mehr zugelassen.

Am 7. März 1970 hat das Entschädigungsamt meinen Ausweis als rassistisch Verfolgter ausgestellt, sodass meinem Antrag von 1964 nach sechs Prozessjahren endlich stattgegeben werden musste.

Ich hatte schon 1964 gleichzeitig einen Antrag auf Anerkennung meiner Gesundheitsschäden durch die Naziverfolgung gestellt. Dieser Antrag konnte aber erst jetzt bearbeitet werden, und abermals lehnte das Entschädigungsamt auch diesen ab. So kam es erneut zu einem Prozess, der sich wiederum über zwei Instanzen hinzog und schließlich gegen mich entschieden wurde.

Das Urteil vom 3. Mai 1978 lautete: (Zitat)

„Dem Kläger steht ein Entschädigungsanspruch ... nicht zu, da ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den bei ihm aufgetretenen Erkrankungen und der nationalsozialistischen Verfolgung nicht wahrscheinlich ist.“

Das Urteil stützte sich auf ein 44-seitiges Gutachten von Dr. med. K. Neye, Facharzt für Innere Krankheiten, in dem u. a. folgender Satz von einem gewissen Gotthard Schettler zitiert wurde, der beweisen sollte, dass meine Verfolgungsschäden zweifelhaft seien: (Zitat)

„Die jüdische Rasse scheint zu Gicht, Diabetes mellitus und familiärer Hypercholesterinämie ... zu neigen.“

Also waren meine Gesundheitsschäden nicht verfolgungs-, sondern rassebedingt! Na Bravo, Herr Doktor – und das 1978, 43 Jahre nach den Rassegesetzen der Nazis von Nürnberg.

Der zitierte Gotthard Schettler war seit 1941 NSDAP-Mitglied, Mitglied in der NS-Studentenschaft und Gaustudentenfürer in Thüringen, meldete sich 1941 als Kriegsfreiwilliger bei der Luftwaffe. Er war also geradezu prädestiniert, über jüdische Opfer zu entscheiden.

Christian Pross schreibt in seiner Arbeit „Wiedergutmachung: Der Kleinrieg gegen die Opfer“, erschienen in Frankfurt a. M. 1988, über Schettler: (Zitat)

„Er war Arzt bei der ärztlichen Begutachtung von Wiedergutmachungsanträgen von NS-Opfern. Obschon Schettler eine Anerkennung der Arteriosklerose als Verfolgungsleiden bei Heimkehrern aus der Kriegsgefangenschaft befürwortete, lehnte er gleichlautende Ansprüche von NS-Verfolgten in seinen Gutachten in der Regel ab.“

Schettler wurde u. a. mit dem „Großen Verdienstkreuz“ der BRD und mit dem „Großen Verdienstkreuz mit Stern“ ausgezeichnet.

Gutachter Neye führte weiter aus – und jetzt versuchte er, meine Extremtraumata in Kindheit und Pubertät als verfolgter Jude gleichzusetzen: (Zitat) „Welcher Soldat war diesen Strapazen ... wie H. S. sie schildert ... nicht über Jahre hinaus ausgesetzt, wo sind die Grenzen gegenüber den schwerarbeitenden, durch Mangelernährung und Bombennächte leidenden Zivilbevölkerung zu suchen?“

Mein eigener Gutachter Dr. H. March wurde vom Gericht hingegen nicht berücksichtigt. Er widersprach Neye und führte u. a. folgendes aus:

„Der Patient hat praktisch seit seinem vierzehnten Lebensjahr, d. h. in den entscheidenden Entwicklungsjahren, unter seelischem Druck antisemitischer Verfolgung gestanden. Schon frühzeitig wurde er zu Zwangsarbeiten herangezogen und lebte ständig in Angst vor einer Deportierung durch die Nazis. Dadurch wurde seine Persönlichkeit grundlegend umgeprägt und er auch in seinem beruflichen Werdegang gestört.“

Ich hatte nach diesem verlorenen Prozess 1978 nicht mehr die Kraft, zur 3. Instanz in die Berufung zu gehen. Ich war aufgrund meiner Verfolgungsgeschichte und nach insgesamt 14 (!) Prozessjahren in Westberlin und vorangegangenen drei Jahren Kampf gegen Parteigerichte in der DDR physisch und psychisch vollständig ausgebrannt und musste meine Berentung mit nur 47 Jahren beantragen, der auch umgehend stattgegeben wurde.

„Faschismus ist ein Verbrechen!“

Trotzdem bemühe ich mich seit vielen Jahren, meinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Das bin ich meinen ermordeten Familienangehörigen und den sechs Millionen getöteten Juden schuldig. Durch mein Leben habe ich gelernt: Faschismus ist keine Meinung, Faschismus ist ein Verbrechen!

Als einer der wenigen jüdischen Überlebenden gehe ich in Schulen und Organisationen und berichte als Zeitzeuge von meinem Schicksal.

Ich bin Mitbegründer eines jüdischen Selbsthilfevereins mit dem Namen „Child Survivors Deutschland – Überlebende Kinder der Shoah“, dessen Vorsitzender ich lange Jahre war und dessen Ehrenvorsitzender ich heute noch bin. Wir treffen uns regelmäßig und helfen uns gegenseitig.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Schüler.

gestatten Sie mir, mit einem Gedicht der KZ-Überlebenden Gerti Spieß zu schließen, einem Gedicht, das im KZ Theresienstadt entstanden ist:

Was ist des Unschuldigen Schuld?

Wo beginnt sie?

Sie beginnt da,

wo er gelassen, mit hängenden Armen,

Schulter zuckend daneben steht,

den Mantel zuknöpf, die Zigarette anzündet und spricht:

„Da kann man nichts machen.“

Seht, da beginnt des Unschuldigen Schuld.

Herzlichen Dank, dass ich zu Ihnen sprechen durfte. Ich danke für Ihre von mir sehr strapazierte Aufmerksamkeit.



Sylvia Bretschneider dankt Horst Selbiger für seinen bewegenden Bericht.





Bei anschließenden Empfang nutzten viele Schülerinnen und Schüler die Gelegenheit, persönlich mit Horst Selbiger zu sprechen.

Künstlerische Begleitung der Gedenkfeier

An der Gedenkfeier wirkten Preisträgerinnen und Preisträger des Internationalen Interpretationswettbewerbes Verfemte Musik 2014 mit.

Liv Migdal

Paul Ben-Haim (1897-1984)

Sonate g-Moll

2. Satz – lento e sotto voce

3. Satz – Molto allegro

Trio Marie

Hans Gál (1890-1987)

Trio für Klarinette, Violine und Klavier Opus 97

2. Satz andantino capriccioso

Béla Bartók (1881-1945)

Trio Kontraste sz111, bb116

Duo Nymphetamin

Friedrich Hollaender (1896-1976)

Wenn ich mir was wünschen dürfte

Georg Kreisler (1922-2011)

Ich kann tanzen

Bertolt Brecht (1898-1956)

Hanns Eisler (1898-1962)

Ballade von der Judenhure Marie Sanders

Das Festival Verfemte Musik wird vom Zentrum für Verfemte Musik der Hochschule für Musik und Theater (HMT) Rostock alle zwei Jahre ausgerichtet. Ziel ist es, jene Musiker der Moderne, die Opfer der Nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurden, in der Öffentlichkeit bekannt zu machen und ihre in Vergessenheit geratenen Werke wieder zu spielen.

Der Internationale Interpretationswettbewerb Verfemte Musik 2014 unter Leitung von Volker Ahmels stand unter der Schirmherrschaft von Landtagspräsidentin Sylvia Bretschneider.



Die Teilnehmer der Gedenkveranstaltung - hier Horst Selbiger, Sylvia Bretschneider, Abgeordnete des Landtages und weitere Gäste - waren ergriffen von der sensiblen Musikauswahl und den virtuosen Darbietungen der jungen Künstlerinnen und Künstler.



Das „Trio Marie“ mit Magdalena Faust (Klarinette), Ludwig Schulze (Violine) und Joong Hyeok (Klavier).



Liv Migdal



Ludwig Schulze



„Duo Nymphetamin“ mit Marie-Luise Böning (Gesang) und Lena Sophia Schmidt (Klavier)

Die Musiker

Liv Migdal gilt als eine der herausragenden Geigerinnen der jungen Generation. Als Elfjährige begann sie ihr Studium an der Hochschule für Musik und Theater in Rostock, das sie im Diplom mit Auszeichnung abschloss.



Ihre musikalische Ausbildung setzte sie in der Meisterklasse von Igor Ozim am Mozarteum in Salzburg fort. Inzwischen konzertiert die vielfach bei internationalen Wettbewerben ausgezeichnete Musikerin, Stipendiatin vieler renommierter Stiftungen, regelmäßig als Solistin mit namhaften Orchestern sowie bei internationalen Festivals. Konzertreisen führten die junge Geigerin in viele Länder Europas, nach Israel und Asien, wo sie mit renommierten Dirigenten und Orchestern zusammenarbeitete. Zu ihren Engagements für 2015 gehören Konzerte mit einer Reihe Philharmonischer Orchester und Kammerorchester, Violinabende und Festivalauftritte in Deutschland, Österreich, Finnland, Schweden, Israel und Korea sowie weitere CD-Einspielungen.

Duo Nymphetamin

Marie-Luise Böning stammt aus Rostock. 2005 begann Sie mit klassischem Gesangsunterricht, 2009 nahm sie ein Gesangsstudium in den Fächern Pop/World Music sowie Klassik an der Hochschule für Musik und Theater ihrer Heimatstadt auf, welches sie vor Kurzem erfolgreich abschloss.



Lena Sophia Schmidt erhielt bereits im Alter von sieben Jahren Geigenunterricht und verfügt über langjährige Klavierkenntnisse im klassischen sowie im Popularbereich. Gemeinsam bilden Marie-Luise Böning und Lena Sophia Schmidt seit April 2012 das Chanson-Duo „Nymphetamin“. Sie sind Preisträgerinnen des Bundeswettbewerbs Gesang im Fach Chanson und haben bereits die Bühne des Friedrichstadtpalastes in Berlin erobert. Das Chanson-Duo singt und spielt u. a. Werke von Brecht/Weill, Friedrich Hollaender, Weber/Beckmann, Georg Kreisler, Wolf Biermann, Tim Fischer.

Trio Marie

Durch ihre gemeinsame Ausbildung am Berliner Musikgymnasium Carl-Philipp-Emanuel-Bach und das Musizieren in verschiedenen Besetzungen seit langer Zeit miteinander bekannt, gründeten die drei jungen Musiker 2013 das Trio Marie, um das umfangreiche Repertoire für diese Besetzung zu erkunden.



Joong Hyeok Choi (Klavier), geboren 1993 in Seoul, zog 2007 nach Berlin, wo er das Musikgymnasium besuchte und als Jungstudent bei Prof. Thomas Just studierte. Seit Februar 2012 studiert er an der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin.

Ludwig Schulze (Violine), geboren 1986, begann im Alter von 16 Jahren als Jungstudent an der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin zu studieren. Anschließend studierte er ebendort bei Prof. Johannes Kittel und an der Universität der Künste Berlin bei Prof. Nora Chastain, wo er im Februar 2011 sein Diplom mit 1,0 und Auszeichnung absolvierte.

Magdalena Faust (Klarinette), geboren 1993, wurde mit elf Jahren Jungstudentin an der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin. Ihr reguläres Studium begann sie dort 2012, derzeit studiert sie bei Prof. Martin Spangenberg.

**Mecklenburg
Vorpommern**



Landtag

Lennéstraße 1
19053 Schwerin
Telefon 03 85 - 5 25 - 0
Telefax 03 85 - 5 25 21 41
poststelle@landtag-mv.de
www.landtag-mv.de